

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 14 (1972)

Artikel: Goldstücke in der Schulmappe
Autor: Peer, Andri
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goldstücke in der Schulmappe

Eine Maturandenansprache von Andri Peer

In der letztjährigen Ausgabe unseres Jahrbuches veröffentlichten wir eine Festrede von Prof. Georg Thürier, gehalten vor den Schülern der Bündner Kantonsschule zum Anlaß des 200. Geburtstages von Friedrich Schiller. Heuer folgt eine Ansprache, mit welcher der an der Winterthurer Kantonsschule wirkende Engadiner Andri Peer im Jahre 1968 seine Maturanden verabschiedete.

Der eine oder andere unserer Leser mag sich fragen, ob es mit der Wiedergabe solcher Ansprachen an unsere Jugend nicht doch zuviel sei, an eine Jugend, die der älteren Generation durch ihr Auftreten und ihr Aussehen mitunter reichlich zu schaffen macht. Doch lassen wir uns nicht beirren. Unsere Zukunft hängt davon ab, daß wir trotz allen Ausfälligkeiten einzelner Gruppen von Jugendlichen unsern Glauben an das Gute nie aufgeben und uns die Hoffnung auf eine gesunde, dem Geist und der Verantwortung verpflichtete Entwicklung der jungen Generation nicht rauben lassen. Darum möge das, was Andri Peer seinen Maturanden mit auf den Lebensweg gab, auch uns zur Ermunterung und geistigen Kräftigung dienen. (Red.)

Liebe Maturanden,

Am Anfang des siebzehnten Gesanges des «Purgatorio» in Dante Alighieris «Divina Commedia» stehen folgende Verse:

*«Ricorditi, lettore, se mai nell' alpe
ti colse nebbia, per la qual vedessi
non altrimenti che per pelle talpe;
come, quando i vapori umidi e spessi
a diradar cominciarsi, la spera
del sol debilmente entra per essi;
e fia la tua imagine leggera
in giugnere a veder com' io rividi
lo sole in pria, che già nel corcar era.»*

Ich darf diese Verse aus dem «Läuterungsberg» auf deutsch verständlich machen:

«Du entsinnst dich, Leser, daß, wenn dich je in den Bergen der Nebel überraschte, du nicht besser durchsahst als der Maulwurf durch die Haut über seinen Augen. Aber dann, wie die feuchten, dichten Schwaden sich nach und nach auflösen, beginnt — zuerst nur schwach — die Sonnenscheibe im Nebel durchzuscheinen. So wird es dir nicht schwer fallen, dir vorzustellen, wie ich die Sonne wieder zu Gesicht bekam, als sie gerade unterging.»

Mit welcher Kraft beschwört der Dichter diese Szene aus den Alpen, so, wie wir sie auch schon erlebten. Der Nebel, der uns vielleicht zuerst amüsierte, dann ärgerte, ja, ängstigte, verzieht sich wieder; die sinkende Sonne wird als schimmernder Kreis hinter dem feingesponnenen Grau sichtbar und eröffnet dem Blick allmählich wieder die vertrauten Formen des Geländes, in das wir, nun froher gestimmt, unseren Weg einzeichnen.

In einer ähnlichen Situation, liebe Maturanden, fühlen Sie sich am heutigen Tage, wenn ich nicht irre. Die Sonne einer verheißungsvollen Zukunft schimmert durch den Nebel jener Ungewißheit, in der Sie die Prüfungen seit Wochen hielten, und gibt Ihnen den Weg auf die Zukunft frei. Ich möchte nicht so selbstquälerisch sein, uns Lehrer als die Nebelbildner hinzustellen. Viel eher paßt Dantes Bild zu Ihrem Austritt aus der Pubertät, zum sich ankündigenden Weg der Berufung, zum Einstieg in eine neue, unbekanntere und so verlockende Landschaft.

Ihre Eltern, Ihre Lehrer freuen sich mit an dieser Erhellung, die mit dem Übertritt ins akademische Leben, ins Leben der Erwachsenen einhergeht. Doch lassen wir Sie nicht ohne eine leise Trauer ziehen; und ich fände es nicht recht, wenn Sie an diesem Tag, der ja in erster Linie Ihr Tag ist, auch ein wenig an uns dächten, an die Begleiter, die Sie, Vielgeprüfte, nun verlassen, nachdem wir jahrelang an Ihnen herummodelten und herumfeilten, mit feinerem oder gröberem Instrument, das sei zugegeben: mit der Feile, dem Spachtel, manchmal auch mit dem Breitbeil. Sie gehen; wir bleiben — das steht fest. Aber geht nicht auch etwas von uns mit Ihnen fort: eine Atmosphäre, eine Hoffnung, eine Möglichkeit des Gesprächs — die Chance, miteinander zu sprechen oder miteinander zu schweigen — ich meine: die Bewährung, die jeder echte Lehrer vor der Stunde ersorgt und wie eine Art Lampenfieber niederkämpft, jedesmal, wenn er die Türe aufmacht und vor die Klasse tritt, etwas, das wir im besten Falle als fruchtbare Spannung auf Sie übertragen. Von uns aus gesehen, sind nun vor allem wir die Verlierenden; denn die Spannung, die unseren Tag sinnvoll machte, die unsere Sorge rechtfertigte, soll plötzlich zuende sein, in ein fast onkelhaftes, passives Wohlwollen einmünden, wie etwa die Teilnahme der alten Hochseefischer, die, auf der Mole sitzend, zuschauen, wie die Jungen unter prallen Segeln mit dem Fang in den Hafen einlaufen.

Daß mich dieser Gedanke an den schroffen Abschied schon öfters beschäftigte, möchte ich darlegen, indem ich aus einem kürzlich erschienenen Erzählungsband eine Stelle vorlese. Ich hoffe, daß dieser Einschub die Wegzehrung, die ich Ihnen heute rüsten darf, nicht zu sehr verwässere. Es ist eine Stelle aus einer imaginären Geburtstagsgeschichte, wo vielleicht zuviel von der Schule die Rede ist:

«Die Schule wie immer: Grammatik, Lektüre, Lektüre, Grammatik. Aber wie viele Möglichkeiten des Gelingens und Scheiterns im Fliegenauge des Stundenplans! Die schwierige Präzision des Französischen: *«Ce qui n'est pas clair, n'est pas français»* — hat der

Rivarol eine Ahnung! Als Ansporn seine unversieglige Frankreichliebe, die Erinnerung an die Pariser Jahre — damals war er noch nicht einmal dreißig. Italienisch, eine Sprache, «die man leicht, die man spielend erlernt», sagt die Reklame für Schnellkurse, nein, eine recht schwierige Sprache, sobald man sich etwas gewählter ausdrücken will als der Landsmann Vico Torriani im Schlager: *«Vino, vino, vino; bella, bella, bella.»* Zwar kommt bei jeder Italienreise die Mimik helfend dazu: Bedürfnis zu gefallen beim Touristen, Bereitschaft zu verstehen beim Einheimischen — *«Lei parla benissimo»*, kaum daß die hochgewachsene Blondine ein *«Sì»* oder ein *«Prego»* hingelächelt hat. Aber fasse einen Gedanken, triff eine Gefühlsabstufung, du brauchst Jahre, um zu merken, daß ein Wort, das fett im Wörterbuch steht, in Venedig nicht geht, in Mailand leicht literarisch wirkt und in Palermo Fremdsprache ist. Wie soll man das den Schülern verständlich machen, ohne ihnen die Lust am Lernen zu nehmen? Zum Glück gibt es den Dante in den oberen Klassen, als schwer und mediäval verschrien, aber, wie er immer wieder erfuhr, der dankbarste Autor, plastisch und bildhaft die Sprache, in der Gebärde erfaßt, musikalisch so machtvoll und mit einem Tiefgang, den hundert Interpreten nicht ausdeuten werden. Zum Glück gibt es für die Mittelstufe die herben *racconti* Giovanni Vergas und in der letzten Klasse die feine Ironie Manzonis mit seiner Lombardei voller Straßen und Weglein, gibt es den Calvino mit seinen surrealen Einfällen, die hochkaratigen Verse von Montale, Ungaretti und Saba. Da ist er immer wieder der begeistertste Schüler seiner Klasse. Er entläßt sie leichter, wissend, daß in dem knappen Sturmgepäck, das er ihnen aufbuckelte, ein paar Goldstücke versteckt sind . . .»

Und etwas später, auf dem Heimweg, von der Schule, denkt er: *«. . . eigentlich ein wenig traurig, wie sich alles wiederholt. Wie viele Male sah er diesen Wald, die veralgten Weiher, an denen er jetzt entlanggeht, die Waldwege mit den Holzbeigen, das butterige Schimmern der frisch entrindeten Stämme. Wie vieles wie-*

derholt sich auch an der Schule, die schlechten und die besseren Tage, der Stoff, auch wenn man neue Lektüre auswählt, die Grammatik wieder aufarbeitet — man muß dem Hang zur Routine entgegenwirken —, die eigenen Launen und diejenigen der Kollegen, manchmal die Frage: Hat es einen Sinn, den Jungen Dinge aufzutischen, nach denen sie vielleicht nicht einmal hungrig sind? Freilich, die Klassen sind immer wieder neue, aber es kommen immer dieselben Oszillationen: am Anfang fressen sie dir aus der Hand, dann fällt dieses oder jenes vor und sperrt, es gibt Spannungen zu überwinden, Mißverständnisse zu zerstreuen, dann findet man sich wieder im Zeichen Molières, im Kraftfeld Camus' oder Dantes und bekommt einander gern so um die Matur herum — Streberreise, große Übersetzung an der schriftlichen Prüfung, letztes Zwiegespräch mit einem Text von Montesquieu, von C.-F. Ramuz, von Samuel Beckett — und schon stehen sie auf der Bühne, sonntäglich angezogen für den rektoralen Händedruck, denken an die versprochene Ägyptenreise, an die Autofahrprüfung, die nächstens stattfindet. Dich werden sie grüßen, gewiß, wenn du sie später in der Stadt antriffst, freundlich, herablassend. Ach ja, was ist ein Lehrer? Ein Zeichen der Etappe, ein Hindernis auf dem Weg zur Auszeichnung, ein Steg bestenfalls, der einem über den Wildbach hinüberhalf. Eines Tages ist er alt und morsch, fällt ein, wird ersetzt; wer dankt schon einem Steg? Dieser und jener merkt vielleicht später, daß du ihm mehr gabst, als im Lehrplan vorgeschrieben.

Bei der Blockhütte schaut er zu, wie der Weiher in einem kleinen Wasserfall abfließt. Auch das Lernen gleicht dem Wasser, dem Regen. Er fällt und fällt, und schon sieht man ihn nicht mehr. Er fließt ab in Bäche und Flüsse, verdampft, versickert in den Rissen des Bodens. Doch der Regen ist nicht verloren. Lange gurgelt und rauscht er in den dunklen Schächten der Erde, aber siehe da: eines Tages, wie ein Wunder, tritt er als blauer Quell wieder zutage und öffnet ein Auge zum Himmel empor.»

Mit den Goldstücken im knappen Sturmgepäck — Sie werden zwar rückblickend die Last des Abiturs eher als Vollpackung empfunden haben — ist also nicht bloßer Wissensstoff gemeint, Kunde von diesem oder jenem oder gar enzyklopädischer Ramsch, sondern etwas Lebendigeres, etwas Tieferes, Stärkeres und Dauerhafteres, das wir Ihnen einverleiben, eben einpflanzen und nicht einrichten wollten. Ich meine also den Geist und nicht nur den Stoff, den Geist, den wir allerdings im Stoff lebendig machen mußten und der scheidend, gliedernd und wertend über dem Stoffe steht, den Geist des Suchens und des Staunens vor den immer neuen Wundern des Lebens, vor den selbst dem Gescheitesten noch dunkeln Geheimnissen des Kosmos. Die Vorstellung wäre für uns schrecklich, daß unsere Schüler jetzt schon genug hätten vom Forschen und Entdecken, von jenem Ringen um Erkenntnisse — mögen es auch bescheidene gewesen sein —, das so mancher Stunde das Salz gab. Daß Sie zum Beispiel nur noch aufs Praktische, Pragmatische und platt Verwertbare aus wären, ohne höhere Richtpunkte, ohne die süße Qual einer Vision, ohne den brennenden Wissensdurst, der den echten Akademiker sein ganzes Leben begleitet, herausfordert und beglückt.

Vielleicht allerdings ist, angesichts der ungeheuren Ausweitung des Wissens in den letzten hundert Jahren, der Bildungsdrang etwas ziellos, die Begeisterung etwas flau geworden. Denn wer sich als Forscher, als Interpret oder als schöpferischer Erfinder heute zur Avantgarde vorarbeiten will, muß sich spezialisieren. Läßt er's bleiben, wird er nie zum Fachmann, so behauptet man wenigstens. Täte er's nur nicht zu früh! Gerade die Größten in den exakten Disziplinen, in der Naturwissenschaft oder in den Geisteswissenschaften erweisen sich als universale Geister, die sich nicht nur für ihr engeres Fachgebiet interessieren, sondern, wie einige große Physiker, ihre Entdeckungen in ein Wertsystem heineinstellen, ihre Erkenntnisse philosophisch unterbauen und von den Geheimnissen, die sich vor ihnen auftun, mit einer Bescheidenheit, ja, mit einer

religiösen Ergriffenheit reden, die weniger begabte, nur zweckgerichtete Forscher ratlos macht und beschämt. Es scheint mir wesentlich, liebe Maturanden, daß dieser Funke, den auch wir irgendwann aufgefangen haben — sonst wären wir nicht Lehrer geworden —, daß dieser Funke auf Sie übersprang und nun in Ihnen weiterglüht, vielleicht über längere Zeit noch kaum wahrnehmbar unter der Asche alltäglicher Sorgen glimmt, bis ihn ein Wind weckt und zur Flamme entfacht. Begeisterung, das ist es, was wir Ihnen mitgeben möchten, Begeisterung für die Wissenschaften, für die Künste, in denen menschliches Sein so schlackenrein aufsteigt, anspornende Begeisterung für die noch unbegangenen Pfade der Naturwissenschaft, dieser Primadonna an der heutigen Hochschule, aber auch Freude an der Sprache, diesem wunderbaren Gebilde, an welchem ganze Völker, Dutzende und Hunderte von Geschlechtern mitbauten und miterfanden.

Unsere Welt sei klein geworden, sagt man zu Recht. Immer vollkommeneren Einrichtungen und Geräte tragen uns blitzschnell Nachrichten von allen Teilen unseres Planeten herbei. Wir wissen heute, dank Radio und Fernsehen, wie die fernsten Völker sprechen, wie sie aussehen, wie sie leben. Das Flugzeug bringt uns in Stunden und Tagen zu ihnen und sie zu uns. Doch gerade diese Leichtigkeit des Austauschs, die Bequemlichkeit des Reisens sollen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß vibrierende Antennen und mit Reizen überflutete Sinne das Verständnis für ein sinnvolles Zusammenleben keineswegs über Nacht reifen lassen. Nach wie vor, bei aller Technik, bei aller weltweiten Information, die gerade dank der technischen Möglichkeiten auch geschickt manipuliert werden kann und trügerisch wird, bedarf es einer ernsthaften Anstrengung, um den andern aus seiner jeweiligen existentiellen Situation heraus wirklich zu verstehen. Denn auf die Dauer entscheidend wird nicht sein, wie rasch dieser andere die Zivilisation vollzieht, die hochentwickelte Staaten ihm unter den verschiedensten Vorwänden zuspiesen, sondern sein wahres Sein verwirklicht, jenes Wesen, niedergelegt und

verwurzelt in seinem Denken und in seiner Sprache, aus denen dieses Volk sich erst selber begreifen und zurechtfinden kann.

Das Bewußtsein des Gemeinsamen in der Vielfalt der abendländischen Kultur schenkte uns zuerst die Renaissance. In ihr griff der Mensch zum erstenmal über den eng umgrenzten Bezirk der Sippe, des Staates, der Polis hinaus und beanspruchte für sich eine Lebensform, in der antike Weisheit und moderne Sinnenfreude im Genuß des Schönen, im Bewußtsein der Verpflichtung gegenüber dem prägenden Logos eine zwar spannungsvolle, aber nicht mehr aufzulösende Verbindung eingingen.

Hören Sie, was der liebenswerte Riese Gargantua im berühmten utopischen Roman des französischen Mönchs, Arztes und Schriftstellers François Rabelais seinem Sohn *Pantagruel*, der zum Studieren nach Paris zog, in einem Briefe schreibt. Nach einer Einführung, in der er die Schöpfung dafür preist, daß sie die Eltern in ihren Kindern weiterleben lasse, folgt noch dies: Er möchte, wenn er dereinst sterben wird, seinen Sohn als einen Wahrer seiner eigenen Tugend, Rechtschaffenheit und Ritterlichkeit zurücklassen können und als einen Ausbund an Wissen, «*un abîme de science*». Denn zum Lernen und Sichbilden sei jetzt eine großartige Zeit angebrochen. Ich übersetze eine Stelle: «Nun sind alle Disziplinen wieder hergestellt, die Sprachen wieder in ihre Rechte eingesetzt: das Griechische, ohne welches man sich nicht ohne Scham als Gelehrten ausgeben darf, das Hebräische, das Chaldäische, das Lateinische. Und die Buchdruckerkunst, die alles so schön und so sauber darstellt, wurde in meinen jüngeren Jahren durch göttliche Eingebung erfunden, wie anderseits die Artillerie durch Einflüsterung des Teufels. Die Welt wimmelt von Gebildeten und gelehrten Lehrern, ist voll reichbestückter Bibliotheken, und mich dünkt, daß es sich weder zu Zeiten Platons, noch Ciceros, noch Papinians so einfach und bequem studieren ließ wie gerade heute. Ja, man würde besser tun, in Zukunft nicht auf die Straße zu gehen oder in eine Gesellschaft einzutreten, ohne zuvor in

der Werkstatt der Minerva den rechten Schliff bekommen zu haben. Ich stelle fest, daß heutzutage die Räuber, die Henker, die Abenteurer und die Stallknechte gelehrter sind als zu meiner Zeit die Doktoren und Pfarrer.

Ja, sogar die Frauen und Töchter lechzen nach dieser Auszeichnung und schmachten nach dem himmlischen Manna guter Wissenschaft. Es geht so weit, daß ich trotz meinem fortgeschrittenen Alter gezwungen war, griechische Lettern zu lernen, die ich zwar nicht wie Cato geringschätzte. Doch hatte ich in der Jugend nicht der Muße genossen, sie mir anzueignen. Nun aber ergötze ich mich gern an den «Ethika» des Plutarch, lese die Dialoge des Platon, die «Beschreibung Griechenlands» des Pausanias und das «Gastmahl der Gelehrten» des Athenäus, in Erwartung der Stunde, da es meinem Schöpfer gefallen wird, mich zu sich zu rufen . . . Deshalb, mein Sohn», so fährt Gargantua fort, «ermahne ich dich, deine Jugend gut zu nützen, um zu studieren und deine Tugenden zu mehren. Du bist in Paris, du hast deinen Lehrer Epistemon, der dich mit lebhafter mündlicher Belehrung unterweisen kann, wie die Stadt mit nachahmenswerten Beispielen. Ich meine und verlange, daß du die Sprachen gründlich studierst: zuerst das Griechische, wie es Quintilian empfiehlt, dann das Lateinische, dann das Hebräische, um die Heilige Schrift lesen zu können, und ebenso das Chaldäische und das Arabische. In deinem Stil sollst du im Griechischen Platon, im Lateinischen Cicero nacheifern. Es darf kein Ereignis geben, das du nicht im Gedächtnis hättest; dazu hat man Cosmographien und Weltchroniken geschrieben. Von den freien Künsten: der Geometrie, Arithmetik und Musik habe ich dir einen Vorgesmack gegeben, als du noch klein, das heißt fünf- oder sechsjährig warst. Fahr weiter und lerne alle wichtigen Gesetze der Astronomie, doch lasse mir die rätselratende Astrologie und die Kunst des Lullius, die Alchemie, als Entartung und eitles Zeug lieber beiseite. Auch vom Zivilrecht sollst du alle schönen Satzungen auswendig hersagen und mit philosophischen Prinzipien untermauern können.

Und was die Kenntnisse der Naturvorgänge anbelangt, so will ich, daß du dich sorgfältig darum bemühest, daß es weder Meere, noch Flüsse noch Quellen gebe, deren Fische du nicht kenntest; dazu alle Vögel der Luft, alle Bäume, Sträucher und Büsche der Wälder, alle Gräser und Kräuter, alle Metalle, die tief in den Abgründen der Erde verborgen liegen, die Edelsteine des ganzen Ostens und Südens — nichts soll dir unbekannt sein.

Dann durchlese aufmerksam die Arzneibücher der Griechen, Araber und Lateiner, ohne die Talmudisten und Kabbalisten zu verachten. Durch häufiges Sezieren mache dich durch und durch vertraut mit dem Mikrokosmos Mensch. Und zu beliebiger Stunde des Tages suche die Heiligen Schriften auf . . . » Aber als echter Renaissancemensch denkt Rabelais auch an die Pflege des Körpers. So fährt er fort: «Denn wenn du bald einmal zum Manne erwachsen bist, wirst du die glückliche Stille des Lernens aufgeben müssen, um dich im Rittertum und in den Waffen zu üben, damit du mein Haus beschützen und unseren Freunden beistehen kannst in allen ihren Händeln, besonders gegen die Angriffe der Übeltäter. Ich möchte weiter, daß du in Bälde nachprüfst, wieviel du gelernt hast, was du nicht besser erproben kannst, als indem du öffentlich mit allen und gegen alle über sämtliche Fragen des Wissens Rede und Antwort stehst und die gelehrten Leute aufsuchst, die in Paris und anderswo zu Hause sind.» Die Schlußermahnungen des Vaters lese ich Ihnen im schönen Französisch des sechzehnten Jahrhunderts:

«Mais parce que, selon le saige Salomon, sapience n'entre point en ame malivole et science sans conscience n'est que ruine de l'ame, il te convient servir, aymer et craindre Dieu, et en luy mettre toutes tes pensées et tout ton espoir, et, par foy formée de charité, estre à luy adjoinct, en sorte que jamais n'en soys deseparé par peché. Aye suspectz les abus du monde. Ne metz ton cueur à vanité, car ceste vie est transitoire, mais la parole de Dieu demeure eternellement. Soys serviable à tous tes prochains et les ayme comme

*toy mesmes. Revere tes precepteurs; fuis les compagnies de gens esquelz tu ne veulx point ressembler, et les graces que Dieu te a don-
nées, icelles ne reçoipz en vain. Et, quand tu
congnoistras que auras tout le sçavoir de par
delà acquis, retourne vers moy, affin que je te
voye et te donne ma benediction devant que
mourir.*

*Mon filz, la paix et grace de Nostre Sei-
gneur soit avecques toy. Amen.*

*De Utopie, ce dix septiesme jour du moys
de mars.*

Ton pere GARGANTUA»

Nicht wahr, liebe Maturanden, das ist wahrhaft ein Programm für Riesen; im Vergleich dazu sind Sie noch glimpflich weggekommen. Was auffällt, ist im pantagruelinischen Lehrplan das Übergewicht der Sprachen und der moralischen Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften, unter denen auch die Medizin als allgemein bildend empfohlen wird. Die Unterweisung ist in ihrer ganzen Breite christlich ausgerichtet. Auch der Freigeist Rabelais, der die Mönchskutte des Benediktiners mit der Tracht des Arztes vertauschte und wegen seiner Angriffe auf die orthodoxen Theologen der Sorbonne mehrmals den Kopf riskierte, stellt doch die ganze Bildung unter die Obhut Gottes und erklärt als wichtigste Früchte des lernenden Bemühens: Weisheit, Tugend und Demut, die Wissen und Gelehrsamkeit erst zum köstlichen unverlierbaren Gut machen.

Dürfen auch wir hoffen, liebe Maturanden, daß diese Beschäftigung mit großen Dingen, dieser Umgang mit großen Menschen der Vergangenheit, wie auch mit den noch umstrittenen Leitbildern der Gegenwart Sie reifer werden ließ für das Leben, dem Sie jetzt mit großen Schritten zueilen? Ich brauche absichtlich den Komparativ «reifer»; denn wer ist schon vollkommen reif und in sich selber ausgewogen? Vielmehr müssen wir unser ganzes Leben lang an uns selber arbeiten, mit dem spröden Stoff der Widerstände und über bittere Erfahrungen und zerstörte Vorurteile hinweg durch schwierige Phasen des Suchens und Zweifelns zu höherem Menschentum gelangen.

Das zu wissen, soll Sie nicht hindern, sich das nun anhebende Leben voller Überraschungen und Freuden vorzustellen; denn gerade dieser Schwung, diese Frische, dieser frohe Mut werden Ihnen helfen, Rückschläge und Enttäuschungen, die sich auch bei den Glänzendsten und Glücklichsten einstellen, besser zu überstehen. An den Schwierigkeiten, an den Hindernissen wächst und reift der vornehme Mensch, während der andere, schnell zufriedene, auf der Strecke bleibt. So dürften wir, als Ihre Weggefährten und Berater einiger wichtiger Jahre, nicht einmal wünschen, daß sich Ihnen der Weg zu bequem glätte und daß der Erfolg, dieses dünnblütige Idol der modernen Gesellschaft, Sie ständig mit seinen bunten Luftballons umgaukle.

Zu beneiden, zu bewundern — denn man sollte den Neid immer gleich in etwas Besseres umwandeln: in Anerkennung und Bewunderung zum Beispiel — zu beneiden ist also der, den die Schwierigkeiten nicht erdrücken, sondern gewandter, umsichtiger, stärker machen. Stärker, zäher, wie einen Niccolò Machiavelli, um noch eine weitere Figur aus der Renaissance anzuführen. Dieser berühmte Staatsphilosoph und Historiker lebte von 1469 bis 1527. Er war von 1498 an Mitglied und Chef der sogenannten «Kanzlei der Zehn», einer Art geheimen Rats der Stadtrepublik Florenz. Als Botschafter seiner Vaterstadt kam er in Berührung mit politischen Größen wie Caterina Sforza, Ludwig dem XII. von Frankreich, Kaiser Maximilian und Cesare Borgia, dessen rücksichtslose, zweckgerichtete Politik Messer Niccolò glühend bewunderte. Dann, 1512, kamen die Medici zurück und verwandelten die Stadtrepublik wieder in ein zentral regiertes Herzogtum. Machiavelli wanderte ins Gefängnis; nachher mußte er die Stadt verlassen und auf seinem kleinen Gut bei San Casciano ein Leben fristen, das er seiner unwürdig fand. In einem berühmt gewordenen Brief von 1513 an einen Freund, den beim Vatikan akkreditierten Florentiner Botschafter Francesco Vettori, schildert er sein Leben auf dem Lande. Der einstmals angesehene Staatsmann geht jetzt morgens auf die Vogeljagd,

mit Käfigen, Schlingen und Leimruten bewehrt. Unterwegs und beim Warten liest er Dante und Petrarca. Er verkauft Brennholz, streitet sich mit den Fuhrleuten herum, setzt sich zu Holzhauern und Passanten in die Kneipe, geht heim zum Mittagessen und kehrt in die Wirtschaft zurück, wo er mit dem Metzger, dem Müller, zwei Bäckern «*cricca*» und «*tricche-trach*» spielt und streitet und schimpft und flucht, daß man es meilenweit hört. «Mit diesen Wanzen lachend und zankend», sagt er, «sorge ich dafür, daß mein Gehirn nicht vollends verschimmelt und tröste mich hinweg über mein bitteres Los, um doch zu sehen, ob es sich nicht schäme.» Gegen Abend aber kehrt er heim und sucht sich sein Schreibzimmer auf. Ich lese und übersetze Ihnen dann die betreffende Stelle:

«Venuta la sera, mi ritorno in casa ed entro nel mio scrittoio; e in su l'uscio mi spoglio quella veste cotidiana, piena di fango e di loto, e mi metto panni reali e curiali; e rivestito condecientemente, entro nelle antique corti delli antiqui uomini, dove, da loro ricevuto amorevolmente, mi pasco di quel cibo, che solum e mio, e che io nacqui per lui; dove io non mi vergogno parlare con loro e domandarli della ragione delle loro azioni; e quelli per la loro umanità mi rispondono; e non sento per quattro ore di tempo alcuna noia; sdimentico ogni affanno, non temo la povertà, non mi sbigottisce la morte; tutto mi trasferisco in loro. E, perché Dante dice che non fa scienza senza lo ritenere lo avere inteso, io ho notato quello di che per la loro conversazione ho fatto capitale, e composto uno opuscolo «De principatibus»; dove io mi profondo quanto io posso nelle cogitazioni di questo subietto, disputando che cosa è principato di quale spezie sono, come e' si acquistano, come e' si mantengono, perché e' si perdono. E se vi piacque mai alcuno mio ghiribizzo, questo non vi dovrebbe dispiacere; e a un principe, e massime a un principe nuovo, dovrebbe essere accetto.» Und nun auf deutsch: «Bricht der Abend herein, so kehre ich nach Hause zurück und trete in mein Studierzimmer. Aber vor der Türe lege ich die Werktagskleider, die

voll Schlamm und Staub sind, ab, und ziehe fürstliche, königliche Gewänder an, und, würdig angetan, trete ich in den erlauchten Hof der Männer des Altertums, wo ich von ihnen liebevoll aufgenommen werde und jene Nahrung zu mir nehme, die als einzige mir eignet. Denn für sie allein wurde ich geboren, und ich schäme mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie nach den Gründen ihres Handelns zu fragen. Sie antworten mir aus ihrem hohen Menschsein heraus. Ich fühle mich über vier Stunden vollkommen unbeschwert, vergesse jeden Kummer, fürchte die Armut nicht mehr, ja, ich ängstige mich nicht einmal mehr vor dem Tod: so sehr versetze ich mich in sie hinein. Und weil Dante sagt, daß wahre Wissenschaft darin bestehe, festzuhalten, was man erkannt, habe ich die wichtigsten Lehren aus dem Gespräch mit den großen Geistern der Antike aufgeschrieben und ein Büchlein verfaßt mit dem Titel «*De principatibus*» . . .

Machiavelli führt dann aus, was das Büchlein enthalten soll, nämlich eine Analyse des Herrschens in all seinen Formen. Er erläutert, wie man Herrschaft erwirbt, wie man sie erhalten kann, durch welche Fehler man sie verliert. Wir werden also in diesem Brief vorbereitet auf die berühmteste Schrift Machiavellis, auf den »Principe«, der in seinen vollständig desillusionierten, unidealistischen und streng deterministischen staatspolitischen Denkformen bis auf den heutigen Tag Bewunderung oder Ablehnung fand. Machiavelli widmete das Büchlein Giuliano de' Medici, dem Sohn Lorenzos il Magnifico, der es wohl nie las. Merkwürdig, gerade die Verbannung veranlaßte Machiavelli zum Schreiben. Wenn Sie mir gestatten, nochmals auf die Stelle zurückzublicken, da er nach vulgär verbrachtem Tag bei den Geistern der Antike Einkehr hält, so dürfte es uns als Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts auffallen, daß er sich umzieht, um vor die verehrten Autoren zu treten, auch wenn sie nur in ihren Büchern gegenwärtig sind. Seine innere Verfassung soll sich in der äußeren Erscheinung spiegeln.

Liebe Maturanden, ich habe Ihnen drei Beispiele aus der Literatur unserer Nachbar-

völker vorführen dürfen, einige Abschnitte, die wir neben vielen anderen mit Ihnen in der kurz bemessenen Zeit an der Schule auch noch hätten lesen wollen. Die Autoren sind alle drei längst gestorben, aber sie leben weiter in ihrem Werk. Offenbar, weil sie den Mut hatten, in ihrem Werk über sich selbst und über nähere Umstände und Rücksichten hinauszugehen und den ganzen Menschen, den Menschen aller Zeiten, so wie sie ihn sahen, ins Auge zu fassen. Ihr Zeugnis war denn auch nicht allen genehm. Alle drei Autoren wurden verfolgt, sie waren Verbannte oder, wie Rabelais, wenigstens bedrohte Außenseiter ihrer Gesellschaft. Dante wurde auf Lebenszeit aus seiner Vaterstadt Florenz verwiesen und für vogelfrei erklärt, allerdings nicht wegen seiner Schriften, sondern, wie Machiavelli in einer milderer Ächtung, wegen der politischen Aktion. Rabelais mochte, als Freund der Protestanten und lukullischer Sinnenmensch, den «*Sorbonistes*», wie er sagt, tief verdächtig scheinen und mußte ständig um seine Freiheit bangen. Das gemahnt uns an heutige politische Vorgänge. Wer sich dem Geist verschreibt, wer die Freiheit des Denkens und des Schreibens verteidigt, wird den Mächtigen schnell verdächtig und muß auch heute Ächtung, Verfemung, ja Verfolgung und Schlimmeres gewärtigen. Dem Unerschrockenen sind solche Schriftsteller und Wegbereiter Vorbild und Ansporn, dem Feigen und Ängstlichen hingegen eine Warnung. Wer seine Ruhe über alles stellt, darf sich nicht auf die Äste hinauslassen und tut gut daran, sich mit den Mächtigen dieser Welt abzufinden. Nur darf er dann nicht den Anspruch erheben, von den Nachfahren unbedingt ernst genommen zu werden.

Mit drei Texten versuchte ich, die Stimmung dieser Abschiedsstunde festzuhalten. Der Nebel verzieht sich nun und gibt den Blick frei auf eine schon vertraute und doch in ihrer wiedergewonnenen Frische neuartigen Landschaft; so war's bei Dante.

Begeisterung über den Aufbruch in eine neue Zeit, die Vergangenes und Künftiges im Zeichen einer echten Wiedergeburt vereint: das ist die Botschaft Rabelais'.

Und bei Machiavelli, dem skeptischen Kenner der Gesellschaft, dem unbarmherzigen Analytiker der menschlichen Natur in all ihren Aufschwüngen und ihren Schwächen, sahen wir die königliche Wertschätzung, die er den Klassikern zollt und die er mit einem echt italienischen Formgefühl auch in seinem äußeren Gehaben dartut.

Sie treten nun mit dem knappen Sturmgepäck, das wir Ihnen zusammenstellten, über die Schwelle der kleinen intimen Winterthurer Alma Mater, ziehen weiter zu anderen Erziehern, anderen Lehrern, die, so wollen wir hoffen, weiter an Ihnen schaffen werden. Unsere guten Wünsche begleiten Sie und auch ein wenig Besorgnis, ob man Ihnen immer die Nahrung zuführen wird, die Sie stärkt und erquickt, ob all das, was dort, in der großen Stadt, auf sie einwirkt: Wissenschaft und Kunst, Begegnungen und Abenteuer, Sie emporführen wird zu jener Reife, von der bei Pantagruel die Rede war und zu jenem universellen Geist, in welchem wir die Zukunft Europas sehen. Doch warum soll das nicht eintreffen, wenn nur der Funke, den Sie empfangen haben, in Ihnen weiterbrennt. Halten Sie ihn lebendig; denn Sie werden ihn eines Tages, so wie wir es an Ihnen versuchten, an die Jüngern weitergeben müssen.